

Reihe „Methodeninnovationen in der Kommunikationswissenschaft“

Empirische Methoden gehören zu den basalen Werkzeugen der Wissenschaft, lassen sich jedoch nicht wie Rezepte anwenden. Vielmehr sind im empirischen Forschungsprozess im Hinblick auf Fragestellung und Gegenstand zahlreiche spezifizierte Entscheidungen zu treffen. Mitunter müssen dabei neue, innovative oder nur selten genutzte Wege beschritten werden, etwa in Bezug auf das übergeordnete Untersuchungsdesign, die Stichprobengrößenbildung, Instrumentenentwicklung, Datenerhebung oder die Auswertung der Daten. Methodische Herausforderungen ergeben sich auch für Untersuchungsgegenstände z. B. im Rahmen computervermittelter Kommunikation. Mit diesen Aspekten sollen sich die Beiträge der von Wiebke Loosen konzipierten neuen, kontinuierlichen Reihe „Methodeninnovationen in der Kommunikationswissenschaft“ auseinandersetzen. Dabei kommen prinzipiell Beiträge aus allen Themenfeldern der Medien- und Kommunikationswissenschaft infrage, die methodisch innovative Vorgehensweisen in eigenen Studien methodologisch reflektieren, andere Studien einer „sekundäranalytischen Methodenreflexion“ unterziehen und deren innovativen bzw. richtunggebenden Charakter herausarbeiten oder die unabhängig von konkreten Einzelstudien theoretisch-methodologisch Methodenentwicklungen nachzeichnen und reflektieren.

Konstruktivismus und Methoden in der empirischen Sozialforschung

Armin Scholl

Die Bedeutung des Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft wird in der Regel im Bereich der Theorie gesehen, weniger jedoch in seiner Bedeutung für Methoden. Allerdings hat die konstruktivistische Denkweise Konsequenzen nicht nur für die Theoriebildung, sondern auch für das Verhältnis von Theorie und Methoden/Empirie. Diese Konsequenzen auszuloten, bringt einige sicher geglaubte Verhältnisse in Unruhe: Weder muss man eine bestimmte Methodologie (etwa quantitative vs. qualitative Methoden) an eine bestimmte Erkenntnistheorie binden (etwa an Realismus vs. Konstruktivismus), noch bedarf es einer realistischen Erkenntnistheorie, um empirisch im Sinn des Kritischen Rationalismus forschen zu können. Umgekehrt bedeutet eine konstruktivistische Uinterpretation des Forschungsprozesses und des Verhältnisses von Theorie und Empirie nicht, dass die in der Kommunikationswissenschaft (bzw. in den Sozialwissenschaften generell) gängigen Methoden neu erfunden werden müssten. Vielmehr besteht die Leistung einer konstruktivistischen Denkweise darin, empirische Ergebnisse als Latenzphänomene zu reflektieren und damit empirische Forschung produktiv zu irritieren.

Schlagwörter: (Radikaler) Konstruktivismus, Erkenntnistheorie, Methodologie, Methoden, Theorie, Empirie

1. Fragestellung

Als Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er Jahre der Radikale Konstruktivismus in die Kommunikationswissenschaft eingeführt wurde, erzeugte er heftige Debatten im Fach. Diese bezogen sich auf den Stellenwert des Konstruktivismus: Handelt es sich um

eine Erkenntnistheorie, die nicht fachspezifisch ist, sondern fächerübergreifenden Anspruch hat und einen Paradigmenwechsel (nicht nur) im Fach herbeiführen will, oder um eine Objekttheorie, etwa im Rahmen der Nachrichtenwertforschung, wie sie bereits Winfried Schulz (1976) formuliert hat? Die Kontroversen bewegten sich in der Kommunikationswissenschaft (und anderswo) nicht immer auf dem höchsten Diskussionsniveau (vgl. die Beiträge in Bentele/Rühl 1993), aber ihre polarisierende und teilweise polemische Form hatte durchaus den Charakter eines reinigenden Gewitters und setzte viel kreatives wissenschaftliches Potenzial frei (vgl. die Beiträge in Merten et al. 1994 sowie Pörksen 2010; Scholl 2010).

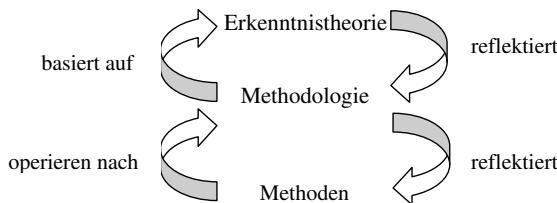
In erster Linie wurden selbstverständlich die theoretisch-inhaltlichen Konsequenzen des Konstruktivismus für kommunikationswissenschaftliche Theoriebildung diskutiert; deutlich seltener kamen dabei die methodologisch-methodischen Konsequenzen in den Blick (vgl. etwa Loosen 2004, 2008; Schmidt 1998; Scholl/Weischenberg 1998; Weber 2001). Dass eine konstruktivistische Erkenntnistheorie Auswirkungen auf die Verwendung von empirischen Forschungsmethoden hat, dürfte unumstritten sein. Allerdings sind die Verbindungen zwischen Erkenntnistheorie, Methodologie und konkreter Methodenpraxis nicht umfassend geklärt oder reflektiert. Man könnte einwenden, dass diese Klärung und Reflexion eine Angelegenheit der Wissenschaftstheorie oder Wissenschaftsphilosophie ist, derer sich die Kommunikationswissenschaft dann umstandslos bedienen kann. Eine philosophische Grundlegung der objekttheoretischen Ebene hebt deutlich das Niveau der kommunikationswissenschaftlichen Forschung (vgl. Weber 2005). Darüber hinaus ist gerade die Kommunikationswissenschaft dazu geeignet oder sogar gezwungen, selbstständig methodologische Reflexionen anzustellen, da sie auf methodischer Ebene autologisch vorgeht, indem oder wenn sie mit kommunikativen Mitteln kommunikative Phänomene beobachtet und analysiert.

Dieser Beitrag soll einige strittige Aspekte im Verhältnis von Erkenntnistheorie und Methoden diskutieren und Lösungsvorschläge machen, wo Probleme erkannt werden. Dazu müssen zunächst zwei Begriffe erklärt werden: a) was unter Konstruktivismus verstanden werden soll und b) was mit Methodologie und Methoden gemeint ist.

2. Begriffsklärungen

Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass sich Erkenntnistheorie, Methodologie und Methoden differenzieren lassen, aber in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen. Erkenntnistheorie fragt grundsätzlich nach der Bedingung der Möglichkeit von Erkenntnis, während Methodologie speziell das Verhältnis von Methoden (als Instrumente der Erkenntnisgewinnung) und der Erkenntnis bzw. der erkannten Wirklichkeit selbst behandelt. Damit basiert jede Methodologie bereits auf einer bestimmten Erkenntnistheorie (vgl. Abb. 1). So verbindet etwa der Kritische Rationalismus Poppers eine gemäßigt realistische Erkenntnistheorie mit einer falsifikationistischen Methodologie: Danach können durch kontrollierten Methodeneinsatz Theorien und Hypothesen mit der empirischen Wirklichkeit konfrontiert werden, sodass sukzessive falsifizierte, also nicht mit den empirischen Daten übereinstimmende Hypothesen ausgeschlossen werden können, um damit schrittweise zu (vorläufig) empirisch bewährten Theorien zu gelangen.

Wenn hier von Konstruktivismus die Rede ist, dann ist damit ein Konglomerat von verschiedenen Varianten gemeint, darunter der Radikale Konstruktivismus, dem sich allerdings nur wenige Autoren selbst zuordnen würden. Um eine grobe Vorstellung von der in diesem Beitrag gewählten Perspektive zu geben, seien beispielhaft folgende Ansätze und Autoren aufgezählt, die Konstruktivismus epistemologisch als sich selbst be-

Abbildung 1: Zusammenhang von Erkenntnistheorie, Methodologie und Methoden

gründend begreifen und die zum Inner Circle der konstruktivistischen Theoretiker gehören (vgl. Schmidt 1987, 1992):

- non-dualistische Vorstellungen aus der Erkenntnisphilosophie à la Josef Mitterer (1993) und Stefan Weber (2005),
- Kybernetik zweiter Ordnung à la Heinz von Foerster (1987) und Randolph Glanville (1988),
- naturwissenschaftliche Ansätze à la Humberto R. Maturana (1987) und Francisco J. Varela (1987),
- psychologische Ansätze à la Ernst von Glasersfeld (1987),
- soziologische Ansätze à la Peter M. Heil (1987)
- medien- und kulturwissenschaftliche Ansätze à la Gebhard Rusch (1987) und Siegfried J. Schmidt (1987)
- kommunikationswissenschaftliche Ansätze à la Klaus Krippendorff (1993) und Bernhard Pörksen (2006).¹

Konstruktivismus wird in diesem Beitrag nicht als direkte Gegenposition zum Realismus verstanden – sozusagen auf Augenhöhe – und folglich auch weder als Antirealismus noch als Solipsismus, weil die Behauptung oder Bestreitung einer ontologisch gegebenen Realität für den Konstruktivismus irrelevant ist. Die Relation von Bewusstsein bzw. Beobachter und Gegenstand bzw. Beobachtungsresultat kann – strikt kybernetisch – als Einheit der Differenz von beiden logisch dargestellt werden (vgl. Schmidt 2003: 83f.). Demnach sind folgende Kennzeichen typisch für den hier vertretenen (radikalen) Konstruktivismus:

- die erkenntnistheoretische Position der Konstruktion und Konstruiertheit des Forschungsgegenstandes,
- die konsequent beobachterbezogene Perspektivierung sowie
- die selbsterreferentielle und differenzielle Logik (vgl. Scholl 2002: 10).

Die Konstruiertheit von Erkenntnis impliziert ontologische Abstinenz oder Agnostik (nicht: Verneinung von Realität!). Die strikte Beobachterperspektivierung führt zu einer

1 Diese Aufzählung hat nicht den Anspruch, vollständig zu sein. Sie listet Ansätze auf, die mit dem hier vertretenen Verständnis von Konstruktivismus in Einklang gebracht werden können. Andere Varianten, bei denen dies nicht zweifelsfrei möglich ist, werden deshalb bewusst nicht berücksichtigt: Dazu gehört etwa die neurophysiologische Hirnforschung nach Gerhard Roth (1987), weil dieser Ansatz durch die Differenzierung zwischen realem biologischem Gehirn und neuronal konstruierter Wirklichkeit einen impliziten Realismus einführt. Ebenso kann man sich Verbindungen zum Social Constructionism oder Sozialkonstruktivismus à la Peter L. Berger und Thomas Luckmann vorstellen (vgl. Beck 1994). Die Zuordnungen der aufgeführten Autoren und Disziplinen sind ferner nicht überschneidungsfrei und mögen im Einzelfall nicht dem Selbstverständnis der Autoren entsprechen. Sie deuten aber das Spektrum des konstruktivistischen Diskurses an.

erkenntnistheoretischen kognitiven oder diskursbezogenen Immanenz (Wahrheitsansprüche sind nichts als Kommunikation und Kommunikationsergebnisse) und zu einer konsequenten Verzeitlichung (vgl. Schmidt 2010a, 2010b). Und die Einbeziehung selbstreferenzieller Logik sensibilisiert für logische Brüche, wenn man Logik im klassisch aristotelischen Sinn versteht und benutzt, sowie für Paradoxien (vgl. Pörksen et al. 2008).

Ebenfalls klärungsbedürftig ist das hier vertretene Verständnis von Methodologie und Methoden. Methodologie meint zum einen die Selbstbeobachtung (bzw. Selbstbeschreibung) wissenschaftlicher Konstruktion (vgl. Moser 2004: 12), zum anderen die Selbstdokumentierung der methodischen Vielfalt im Wissenschaftssystem, denn Methodologien beinhalten immer auch eine auf das Forschungshandeln abzielende normative Vorstellung vom in Beziehung auf die Forschungsfrage und auf den Erkenntnisgewinn „richtigen“ Einsatz von Methoden (vgl. analog zur Wissenschaftstheorie Schurz 2008: 25).

Wenn von Methoden die Rede ist, geht es hier nicht um Denkmethoden wie die klassische Logik, die Dialektik und die phänomenologische Anschauung oder um mathematisch-statistische Auswertungsverfahren, sondern um die Erhebungsmethoden der empirischen Sozialforschung und speziell der Kommunikationswissenschaft. Dazu zählen die Basismethoden Beobachtung, Befragung und Inhaltsanalyse. Diese Aufzählung scheint viele Methoden auszuschließen, aber wenn man die Basismethoden als generalisierte Modi wissenschaftlicher Wahrnehmung auffasst, können sie als Startpunkt aufgefasst werden, von dem aus alle anderen Methoden ableitbar sind. Das Experiment ist dabei ebenso wie etwa die Grounded Theory, Ethnografie oder heuristische Sozialforschung keine eigenständige Methode, weil es sich hierbei um Forschungsdesigns oder Forschungskonzeptionen handelt, welche auf diesen drei Basismethoden aufbauen, sie spezifisch miteinander kombinieren und zur Entwicklung ganz unterschiedlicher und sehr spezifischer Messinstrumente oder Erhebungstechniken führen können (vgl. Früh 2001: 26). Neben der im engeren Sinn standardisierten Inhaltsanalyse (vgl. Merten 1995; Früh 2001; Krippendorff 2004, Rössler 2010) und der qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2003) werden in dem hier vertretenen Verständnis auch spezielle Varianten wie (linguistische) Textanalyse, Diskursanalyse, Dokumentenanalyse, (objektive) Hermeneutik, Konversationsanalyse usw. (vgl. Titscher et al. 1998) gezählt. Zur Befragung gehören demnach auch das narrative (biografische) Interview, die Oral History sowie viele weitere Varianten (vgl. Scholl 2009). Schließlich ist mit Beobachtung sowohl die standardisiert-kontrollierte Form im Labor, die automatisierte Beobachtung (etwa physiologische Messungen, Fernsehquotenermittlung) als auch die offene Form der Felduntersuchung (vgl. Gehrau 2002) gemeint.²

Die umfangreiche Auswahl aus dem Arsenal der Sozialwissenschaften (und der Kulturwissenschaften) verdeckt im ersten Moment, dass diese empirischen Forschungsmethoden auf ganz unterschiedlichen Forschungstraditionen und forschungsmethodologischen Paradigmen beruhen. Insbesondere die auf der analytischen Wissenschaftstheorie basierenden Hintergrundannahmen eines (psychologischen) Laborexperimentes, die auf möglichst vollständiger Kontrolle der Experimentsituations sowie der Versuchspersonen beruhen, scheinen zwar zu behavioristischen Stimulus-Response-Theorien, nicht aber zu verstehensbasierten Theorien, wie etwa dem Symbolischen Interaktionismus, zu passen.

2 Auch hier sind zahlreiche weitere Varianten denkbar. Nicht Vollständigkeit ist das Ziel dieser Aufzählung, sondern die Dokumentation des umfassenden Verständnisses von in der Forschungspraxis oft sehr eingeengt verwendeten Bezeichnungen für allgemeine und grundlegende Methoden.

Solche einseitigen Methodenkonzeptionen werfen die Frage auf, wo sich die konstruktivistische Erkenntnistheorie positioniert und ob aus ihrem Verständnis heraus entweder

- andere (neue?) Methoden entwickelt werden müssen (vgl. Schmidt 1998: 138ff.),
- die bestehenden Methoden (nur) anders interpretiert werden müssen (vgl. Loosen et al. 2002: 39)
- oder keine Folgen für die Konzeption und den Einsatz von Methoden entstehen (vgl. überblickend Pörksen 2006: 108f.).

Schließlich gilt es zu klären, wie das Verhältnis von Forschungsproblem, Theorie und Empirie aufgrund konstruktivistischer Grundannahmen überhaupt zu bestimmen und zu interpretieren ist. Bereits an dieser Stelle kann vorweggenommen werden, dass jede Antwort kontingent ist und Folgeprobleme erzeugt.

3. Erfordert der Konstruktivismus die Entwicklung und Anwendung neuer Methoden?

Die Beantwortung dieser Frage lässt sich aus dem oben bereits beschriebenen Verständnis von Methoden ableiten. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass empirische Forschung das Problem der Addressierbarkeit oder Lokalisierbarkeit lösen muss: Woran machen Forscher ihren Gegenstand oder die Phänomene, die sie theoretisch beschreiben wollen, empirisch fest? Bei allen Unterschieden im Detail gibt es praktisch nur drei verschiedene Wege der empirischen Sozialforschung: die Beobachtung, die Befragung und die Inhaltsanalyse. Versteht man alle empirischen sozialwissenschaftlichen Methoden in dem eingangs beschriebenen umfassenden Sinn und führt sie auf die erwähnten Basismodi zurück, dann lassen sich ihre Unterschiede in der (dominierenden) Referenz feststellen:

- Bei Beobachtungen ist die adressierte Einheit eine an die beobachtete Person gebundene äußerlich sichtbare (beobachtbare) Handlung bzw. Verhaltensweise. Das gilt auch für nicht-teilnehmende Beobachtungen oder andere non-reaktive Verfahren sowie für physiologische Messungen (vgl. Gehrau 2002: 39ff., 61).
- Bei Befragungen ist die adressierte Einheit die gegenüber dem Interviewer oder dem Forscher kommunikativ geäußerte Selbstbeobachtung bzw. Selbstbeschreibung der befragten Person. Bei Proxybefragungen kommuniziert die Auskunftsperson Fremdbeobachtungen über eine andere Person oder Organisation, für die sie auskunftsähig oder auskunftsberrechtigt ist (vgl. Scholl 2009: 22).
- Bei Inhaltsanalysen ist die adressierte Einheit eine Darstellungskomponente eines medialen Inhaltes, also eine textliche Aussage bzw. ein Argument, ein Bild, eine Filmsequenz, ein kompletter syntaktisch-semantisch zusammenhängender Text usw. (vgl. Früh 2001: 38ff.; Merten 1995: 14f.).

In allen Fällen wird die Bestimmung der Einheit, die Adressierung, durch die Forschungsfrage gesteuert. Die Anwendung von Methoden ist also spezifisch angepasst; die Methode selbst bzw. ihr abstraktes Regelwerk ist jedoch – und das macht ihre symbolisch generalisierbare Medialität aus – unabhängig von der konkreten Fragestellung, dem For-

schungsproblem sowie von der dahinter stehenden Theorie³. Wäre diese Unabhängigkeit mittels Generalisierung und Abstraktion nicht möglich, könnten wir nicht von Methoden sprechen, sondern müssten sie als individuelle, zeitlich, sachlich und sozial spezifische Problemlösungswege im Forschungsprozess ansehen. Damit wäre aber jeder wissenschaftliche Diskurs kommunikativ stark eingeschränkt, weil jedes Mal die prinzipielle „methodische“ Vorgehensweise neu verstanden und verhandelt werden müsste.

Die mit generalisierten methodischen Zugriffen auf den Forschungsgegenstand (im Sinn von Lehrbuchregeln) einmal reduzierte Komplexität der empirischen Forschungsweise wird auf der anderen Seite durch Binnenkomplexität (in Form von spezifischen, gegenstandsadaptierten Anwendungen dieser Regeln) wieder erhöht. Die Erhöhung der Binnenkomplexität erfolgt zudem durch die Ausdifferenzierung der Erhebungsmethoden in zahlreiche Varianten und spezifische Erhebungstechniken sowie durch den Einsatz diverser Auswertungsmethoden, die wiederum auf unterschiedliche Weisen mit den Erhebungsmethoden kombiniert werden können. Die Relevanz der konstruktivistischen Reflexion über methodologische Fragen besteht nun darin, die konkrete Unabhängigkeit der Methoden vom Forschungsgegenstand und von der für diesen Gegenstand ausgewählten Theorie nicht als neutrales Instrument der Erkenntnisgewinnung zu deuten, sondern funktional-prozessual zu interpretieren als Möglichkeit der Stabilisierung, De-Stabilisierung und Re-Stabilisierung von Erkenntnis.⁴ Widersprechen etwa empirisch konstruierte Fakten/Daten den theoretischen Erwartungen, wiederholt sich das Problem der wissenschaftlichen Ordnungsbildung aus doppelter Kontingenz: Entweder wurde die Hypothese zu Recht falsifiziert (theoretische Inadäquanz), oder die eingesetzte Methode erlaubte keine angemessene Überprüfung der Hypothese (methodische Inadäquanz). Dem wissenschaftlichen Wahrheits-Diskurs ist folglich eine (typisch konstruktivistische) prinzipielle Reflexionskomponente inhärent, die nur mehr oder weniger zeitlich, sachlich oder sozial begrenzt ausgeschaltet oder negiert werden kann, weil die Scientific Community nicht permanent (zeitlich), bei jeder Fragestellung (sachlich) und mit allen Mitgliedern (sozial) über methodologische Probleme diskutieren kann, sondern allenfalls in der Regel in spezialisierten Diskursen pragmatisch über methodische Fragen.

Schließlich ist die doppelte Kontingenz empirischer Forschung eine Dilemma-Situation, weil jede einseitige Erklärung (Theorie-Inadäquanz oder Methoden-Inadäquanz) auf die jeweils andere Seite verweist. Aus einer dualistischen und realistischen Erkenntnisposition wird in der Regel und in erster Linie die Theorie belastet, die (angeblich) nicht zur Wirklichkeit passt, wohingegen die Methoden als neutrale (und damit nicht-kontingente) Erkenntnisinstrumente aus der Diskussion herausgenommen werden müssen), weil die prinzipielle Erkenntnisfähigkeit von Wirklichkeit bei zugestandenen spezifischen Erkenntnisschwächen behauptet und begründet werden muss. Methoden-

3 Man könnte an dieser Stelle auch eine Diskussion darüber führen, was alles als Theorie verstanden werden kann (vgl. Rusch 2001). In diesem Beitrag wird Theorie in einem umfassenden Sinn als Medium für wissenschaftliche Erfahrung verstanden (vgl. Rusch 2004: 184f., Fußnote 13). Damit geraten neben empirisch passfähigen Theorien mittlerer Reichweite auch empirisch sperri ge Gesellschaftstheorien ins Blickfeld. Die Paradoxien, die im Verhältnis von Theorie und Empirie/Methoden beobachtet werden können, behandelt Loosen (2008) grundlegend am Beispiel der systemtheoretischen Journalismusforschung.

4 Stefan Weber (2001: 177) hat den Zusammenhang grafisch als eine Art Kräfteparallelogramm aus Theorien, Methoden, Empirie und Praxis (bzw. Forschungsgegenstand) dargestellt, welche in je spezifischen Konstellationen oder Relationen kommunikationswissenschaftliche Wirklichkeiten erzeugen.

kritik erfolgt dann eher im und am Detail und vor dem Hintergrund, dass bessere Methodenkonzeption und Methodenanwendung zu besserer Erkenntnis oder zu größerer Wirklichkeitsnähe führt.

Konstruktivistisch motivierte Methodologie baut die eben gezeigte Erkenntnis-Latenz von vornherein und aus prinzipiellen logischen Erwägungen heraus in den wissenschaftlichen Diskurs mit ein, ohne ihn damit stillzustellen oder rein zirkulär ins Leere laufen zu lassen. Es handelt sich dabei allerdings um eine Beobachtung zweiter Ordnung innerhalb des Wissenschaftssystems und nicht um eine normative Vorschrift für konkrete Forschungsaktivitäten. Das bedeutet, dass die Entscheidung zwischen Theorie(in)adäquanz oder Methoden(in)adäquanz konstruktivistisch nicht forciert, sondern nur thematisiert werden kann. Kritiker, die aus der Perspektive der analytischen Wissenschaftstheorie argumentieren, nehmen in dieser Position einen Hang zum Fatalismus oder zur erkenntnistheoretischen Resignation bzw. Gleichgültigkeit sowie einen Hang zum Relativismus bzw. zur Gleichwertigkeit wahr (vgl. das Lehrbuch von Schnell et al. 2005 oder Hanisch 2009: 71ff.), weil ihre auf einer realistischen Erkenntnistheorie basierenden methodologischen Beschreibungen eigentlich eher Vorschreibungen und normative Setzungen sind, die ihrerseits Beobachtungen erster Ordnung im Wissenschaftssystem (Forschungsresultate) durch Komplexitätsreduktion stabilisieren.

Eine aus der konstruktivistischen Erkenntnistheorie abgeleitete Methodologie kreiert folglich keine eigenen Methoden und stellt keine Normen für die Methodengenerierung auf, „sondern zeichnet sich durch die Reflexivierung operativer Momente des Erkenntnisprozesses bei der Entwicklung theoretischer und methodischer Verfahren aus.“ (Moser 2004: 12) Traditionelle methodologische Konzepte (z. B. Kritischer Rationalismus) können empirisch interpretiert und epistemologisch reflektiert werden, wodurch sich allerdings methodologisch nichts ändert (vgl. Moser 2004: 12; Loosen 2008: 595).⁵

Diese Sichtweise ist allerdings im konstruktivistischen Diskurs nicht unbestritten. Gegenpositionen lassen sich sowohl auf der allgemeinen methodologischen als auch auf der konkreten methodischen Ebene festmachen. Ein Beispiel dafür, welche (normativen) methodologischen Konsequenzen aus der konstruktivistischen Erkenntnistheorie gezogen werden, findet sich in der Argumentation von Werner Stangl, der ein neues Paradigma der Psychologie ausarbeitet, das nicht nur erkenntnistheoretisch anti-scientifisch ausgelegt ist, sondern daraus die Präferenz für eine idiografische Methodologie gegenüber einer nomothetischen Methodologie ableitet (vgl. Stangl 1989: 78ff., 118ff., 346ff., 351), was letztlich auf die Präferenz für eine qualitativ-offene Methodologie gegenüber einer quantitativ-standardisierten Methodologie hinausläuft.

Ähnlich argumentiert Karin Knorr Cetina in einem Interview mit Theodor M. Bardmann, wenn sie zwischen „frigid“ und „sensitive“ Methoden unterscheidet und eine klare Präferenz für letztere äußert, weil diese die „eigene Prozessierfähigkeit“ erhöhten und mobilisierten (vgl. Knorr Cetina 1997: 34f.). Allerdings ist die Begründung dann nicht konsequent konstruktivistisch, weil der Vorzug sensitiver Methoden darin bestehen soll, die Realität besser und angemessener zu erfassen: „Das Problem ist, die Realität für die eigenen Zwecke gekonnt zu instrumentalisieren, dann erzählt sie einem – auch theoretisch – schon sehr viel. (...) Ich lese die sogenannte Realität und dazu muß ich sie aufblättern.“ (ebd.: 37)

5 Etwas widersprüchlich zu dieser Metaperspektive schreibt Moser (2004: 12) an gleicher Stelle jedoch: „Eine zentrale Herausforderung für eine konstruktivistische Methodologie ist es, etablierte methodologische Konzepte im Allgemeinen und spezielle Methoden im Besonderen auf ihre Eignung für die Umsetzung konstruktivistischer Modellannahmen hin zu überprüfen.“

Auf der konkreten Ebene der Methoden kritisiert Thomas Pfeffer, dass vorhandene Methoden der empirischen Sozialforschung, die in anderen als konstruktivistischen Theoriezusammenhängen entwickelt wurden, lediglich adaptiert und somit nachträglich dem konstruktivistischen Paradigma angepasst wurden. Er schlägt dagegen unter Berufung auf Luhmanns methodologische Konsequenzen aus dessen operativ-konstruktivistischer Erkenntnistheorie die eigenständige Entwicklung von systemtheoretisch-konstruktivistisch passenden Methoden vor (vgl. Pfeffer 2004: 67, 69f.) und beschreibt mit dem aus der Familientherapie stammenden „zirkulären Fragen“ „ein Interviewverfahren, das genuin auf der Basis von konstruktivistischen Konzepten entwickelt wurde.“ (ebd.: 67)

Ohne bereits an dieser Stelle die Behauptung der erkenntnistheoretischen Adäquanz spezifischer Methodologien und Methoden zu kritisieren, stellt sich die Frage, was die als methodologisch inadäquat angesehenen, meist standardisiert-quantifizierenden Methoden und Verfahren dann tatsächlich messen. Oder umgekehrt: Wenn standardisierte und quantifizierende Methoden ausschließlich einer nomothetischen Methodologie und einer realistischen Erkenntnistheorie adäquat sind (aber eben einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie inadäquat), dann wären die Geltungsbereiche der konstruktivistischen und realistischen Erkenntnistheorie aufgeteilt, sodass ein universeller Geltungsanspruch zumindest nicht mehr für die konstruktivistische Erkenntnistheorie erhoben werden könnte. Dagegen spricht, dass man aus der Perspektive einer Beobachtung zweiter Ordnung durchaus erforschen kann, was genau passiert bei einer quantitativen Methodenanwendung. Dafür stehen etwa die Reaktivitätsforschung zur Methode der standardisierten Befragung (vgl. Scholl 1993) bzw. zu allen sozialwissenschaftlichen Methoden (vgl. Merten [1978] 2005) oder die soziologische Erforschung der (naturwissenschaftlichen) Laborsituation (vgl. Knorr Cetina 1997). Zwar tritt hier (gelegentlich) das Autologie-Problem auf, dass die Anwendung bestimmter – zum Beispiel standardisierter – Methoden mit eben diesen Methoden beobachtet wird, aber solche Forschungszweige belegen empirisch, dass selbst in äußerst standardisierten Forschungssettings zahlreiche konstruktive Prozesse ablaufen. Die methodologische Konsequenz, die aus der realistischen Erkenntnistheorie gezogen wird, führt dazu, dass diese Prozesse als Störfaktoren behandelt werden, welche durch bestimmte Techniken zu ignorieren oder zu eliminieren sind. Dies mündet in einen vielstufigen, prinzipiell unendlichen Regress, denn die eingesetzten Techniken erzeugen ihrerseits andere Störeffekte und sind ab einem bestimmten Aufwand praktisch nicht mehr zu bewerkstelligen und theoretisch nicht mehr zu modellieren, sodass in der Regel in der praktischen Forschung die Folgeeffekte nicht mehr in Betracht gezogen werden. Aus einer konstruktivistischen Perspektive und Interpretation können diese vermeintlichen Störfaktoren als konstitutiv für Forschungshandeln überhaupt gelten. Wenn also der Konstruktivismus Recht hat, dann muss sich dies auch in der praktischen Anwendung von Methoden ausdrücken, die nicht-konstruktivistischer Herkunft sind, was im nächsten Abschnitt behandelt wird.

Die Argumentation in diesem Abschnitt lässt sich so zusammenfassen, dass eine konstruktivistische Erkenntnistheorie als prinzipielle, verstetigte und verallgemeinerte Beobachtung zweiter Ordnung⁶ gar nicht den Anspruch haben kann und soll, auf der

6 Man könnte hier auch von Beobachtung dritter Ordnung sprechen (vgl. Schmidt 1998: 124; Schmidt 2003: 33), da methodologische Überlegungen unter den Prämissen der realistischen Erkenntnistheorie ebenfalls Beobachtungen zweiter Ordnung darstellen. Wenn man dagegen das Phänomen der Beobachtung zweiter Ordnung strikt als relational zu jeder anderen Beobachtung (also auch zu jeder anderen Beobachtung zweiter Ordnung) ansieht (vgl. Luhmann 1990a: 15f.), kann man die Terminologie beibehalten.

Ebene der Beobachtung erster Ordnung „mitzuspielen“. Denn auf der Ebene der Beobachtung erster Ordnung werden Geltungsansprüche selbstverständlich für wahr gehalten, werden Methoden normativ im Hinblick auf ihre spezifische Erkenntnistauglichkeit bewertet – kurzum: werden Handlungsanleitungen für Forschung postuliert.⁷ Das bedeutet nicht, dass Methodologien, die auf einer realistischen Erkenntnistheorie beruhen, nicht reflexionsfähig wären, aber dass ihre erkenntnistheoretische Prämisse nicht mehr reflektiert, sondern als Voraussetzung gesetzt wird.

4. Erfordert der Konstruktivismus die Neuinterpretation von empirischen Methoden?

Wenn die konstruktivistische Erkenntnistheorie keine methodologischen Regeln formulieren kann, soll und will, kann sie auch keine Methode ausschließen, selbst nicht die sehr stark an die Methodologie der analytischen Wissenschaftstheorie angelegte labor-experimentelle Beobachtung. Der Grund hierfür liegt, wie beschrieben, im Universalitätsanspruch des Konstruktivismus. Wenn Methoden andererseits keinesfalls als neutrale Instrumente der Erkenntnisgewinnung konzipiert werden können, dann stellt sich die Frage, was genau passiert, wenn solche Instrumente und Methoden eingesetzt werden, die im Kontext einer Methodologie begründet werden, welche eben dieses – die neutrale Erkenntnisgewinnung – als prinzipiell möglich beansprucht oder anstrebt. Das Ziel der Beantwortung dieser Frage besteht darin, diese Methoden aus einer konstruktivistischen Perspektive zu reinterpretieren, die Konsequenzen für die Interpretation der Forschungsresultate aufzuzeigen und gegen die vermeintliche Empirieferne oder gar Empirifeindlichkeit systemtheoretisch-konstruktivistischer Theorien zu argumentieren (vgl. Loosen et al. 2002; Loosen 2004; 2008).

Am Beispiel des Laborexperiments lässt sich das nachvollziehen: Das Ziel dieser stark standardisierten Forschungsanlage besteht darin, störende, also in den hypothetisch behaupteten Kausalzusammenhang interferierende Kontextfaktoren soweit auszuschließen oder durch Gleichstellung der Untersuchungsbedingungen zu neutralisieren, dass der hypothetisch vermutete Kausalzusammenhang in (möglichst) reiner Form als Reiz-Reaktions-Schema empirisch überprüft werden kann. Sollte sich herausstellen, dass die Prozesse experimentellen Forschens tatsächlich so standardisiert sind, dass Konditionierungen dieser Art möglich sind, wäre eine realistische Erkenntnistheorie adäquater als eine konstruktivistische, die sich dann von einem universellen Gültigkeitsanspruch verabschieden müsste.

Eine konstruktivistische Perspektive stellt dagegen konsequent und grundlegend auf die Reflexivität aller sozialen Phänomene und Prozesse um und ersetzt die Logik der ontologisch (voraus)gesetzten Kausalität durch die Logik eines autokonstitutiven, kom-

⁷ Mit der Differenz zwischen Beobachtung erster und zweiter Ordnung lässt sich auch die von Schmidt (1998: 125) gestellte Frage klären, ob Forschungsresultate als ontologische, die externe Wirklichkeit repräsentierende *Daten* oder als konstruierte *Fakten* angesehen werden sollen. Im praktischen Forschungsprozess werden sie als Daten behandelt, solange dieser als (wissenschaftliche) Beobachtung erster Ordnung stattfindet, und als Fakten, wenn auf Beobachtung zweiter Ordnung umgestellt wird (vgl. Schmidt 1998: 127f.). Wissenschaftssoziologisch kann man die Differenz auch temporalisieren: Im Erhebungsprozess werden Fakten konstruiert in Form von Befragtenantworten, beobachtetem Verhalten oder kategorisierten Textpassagen, die im weiteren Analyseprozess als Daten vorausgesetzt und in ihrem Herstellungscharakter nicht weiter problematisiert werden (vgl. auch mit Hinweis auf den Selbstorganisationsaspekt Moser 2004: 20).

plementären Zusammenhangs von Setzung und Voraussetzung (vgl. Schmidt 2003: 27f.). Dieser reflexive Grundmechanismus hat zur Konsequenz, dass bei allen Methoden Reaktivität auftreten kann (vgl. Merten [1978] 2005). Gerade für das Laborexperiment bedeutet dies: Je mehr der Forscher die Untersuchungsanlage – durch welche Mittel auch immer – zu standardisieren versucht, desto mehr ist damit zu rechnen, dass die Versuchspersonen auf die Untersuchungsanlage, die experimentelle Situation oder auf die Untersuchungsanweisungen in anderer als der vom Forscher beabsichtigten Weise reagieren und sie als spezifische Anreizstruktur autonom (re)konstruieren in einer Weise, die vom Forscher gerade nicht kontrollierbar ist. Forschungsergebnisse sind aus konstruktivistischer Perspektive zu beschreiben und zu analysieren als nicht mehr dekomponierbare, sondern reflexiv ineinander verschränkte Interaktionen der Erwartungen, Wahrnehmungen und des Handelns seitens der Befragten, der beobachteten Personen, der Versuchspersonen im Experiment auf der einen Seite und des Forschungshandelns von Forscher, Interviewer, Beobachter oder Versuchsleiter auf der anderen Seite.⁸

Demnach ist die Annahme einer vorgängigen und unabhängigen sozialen Realität, die durch den Einsatz vermeintlich (technisch) neutraler Erkenntnisinstrumente (Methoden) mehr oder weniger authentisch rekonstruiert werden kann, aus konstruktivistischer Perspektive irreführend. Methoden können vielmehr als soziale Intervention, als Formgeber des Forschungsprozesses und der Forschungssituation angesehen werden. Auch der Nachweis der Reliabilität als zeitliche, sachliche und soziale Stabilität von Forschungsergebnissen ist nicht logisch auf eine ontisch gegebene Realität zurückführbar, will man nicht – ohne Begründungsnot – auf die metaphysische Annahme zurückgreifen, dass sich die Realität offenbare. Stattdessen lässt sich Reliabilität zunächst und direkt nur als Resultat der Selbstorganisation im Forschungsprozess bzw. in der Forschungssituation beschreiben. Diese Selbstorganisation hat darüber hinaus weitere Implikationen:

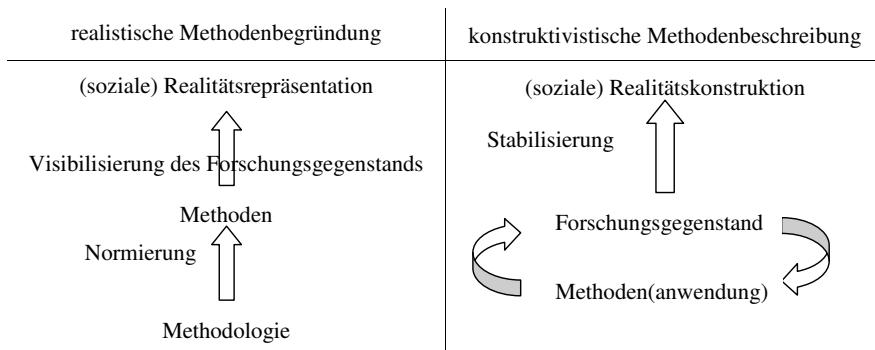
„Die Selbstanwendung epistemologischer Annahmen auf die Forschungsmethodologie führt dort zur bewussten Implementierung von Rekursivität in den Forschungsmethoden selbst. Auch hier ist entscheidend, dass die Wahl empirischer Methoden [...] weder mit empirischen Argumenten noch durch epistemologische Prämissen begründet werden kann. Die methodologische Begründung wissenschaftlicher Praxis erfolgt in der kommunikativen Auseinandersetzung zur Geltung und Validität von Theorien und Methoden und nicht primär in deren epistemologischen Reflexion.“ (Moser 2004: 16)

Die Folge dieser Sichtweise ist eine weitere „Verunsicherung“, denn nach dem erkenntnistheoretischen Skeptizismus folgt hier ein methodologischer Skeptizismus, der den linearen Erkenntnisregress zirkulär „verbiegt“ und allein mit der Selbstorganisation im Forschungsprozess die Stabilität von Ergebnisse erklärt, ohne auf „die“ Realität oder auf Realitätsausschnitte zu rekurrieren. Die realistische Methodenbegründung benutzt die methodischen Konventionen als Normen, sodass der durch die Methoden sichtbar gemachte Forschungsgegenstand als soziale Repräsentation interpretiert wird. Objektiv ist die Erkenntnis, weil sie sich an Methoden orientiert, die als Regeln in der Wissenschaftsgemeinschaft akzeptiert sind. Dieser Schritt von der Konvention zur Ontologie wird in

8 Das Problem der Reaktivität sozialwissenschaftlicher (und kulturwissenschaftlicher) Methoden gilt sogar für inhaltsanalytische bzw. textanalytische Verfahren (vgl. Merten 1996). Hier „interagiert“ der Codierer/Interpret mit dem Text. Dies ist so zu verstehen, dass der Text nicht als ontische Gegebenheit zeitlich vorgängig, sozial mit universeller Reichweite und sachlich inhaltlich für sich existiert, sondern erst durch die konkrete Rezeption zu einem Kommunikat wird. Text und Textrezeption bilden hier die nicht mehr dekomponierbare Interaktion.

der konstruktivistischen Methodenbeschreibung nicht vorgenommen. Stattdessen „ist“ die soziale Realitätskonstruktion das Ergebnis der methodischen Beobachtung des Forschungsgegenstands (vgl. Abb. 2).

Abbildung 2: Linearer Regress und zirkuläre Stabilisierung der Methodenkonzeption⁹



Da die konstruktivistisch begründete Stabilität von Ergebnissen nicht auf eine methodologische Begründung zurückgeführt werden kann, entsteht das Problem, ob daraus folgt, dass Methoden überhaupt nach ihrer Eignung für bestimmte Fragestellungen bewertet werden können, wenn praktisch jeder Methodeneinsatz eine Realitätskonstruktion stabilisiert bzw. wenn am Forschungsresultat nicht mehr erkennbar ist, ob es auf Methodenartefakten oder auf diesen vorgelagerten und unabhängig von ihnen existierenden Realitätsausschnitten basiert.

Daraus könnte man schließen, dass es keine richtigen und falschen Methodenanwendungen geben könnte, dass also alle Methoden, Verfahren und Instrumente gleich gültig sind bzw. die Methodenwahl letztlich gleichgültig ist. Dieser Schluss ist teils richtig und teils falsch. Richtig ist er in einer sehr eingeschränkten Weise nur insofern, als das Interaktionsresultat nie nur auf die (falsche oder richtige) Methode(nanwendung) zurückführbar ist; insofern ist jedes Forschungsresultat immer theoretisch interpretierbar und interpretationsbedürftig. Falsch ist er in der Regel dagegen forschungspraktisch insofern, als die Anwendung einer Methode ihrerseits einen sozialen Prozess, eine dynamische Struktur – jedenfalls Ordnung – hervorbringt, die kontingent ist, also mit einer anderen Methode möglicherweise anders ausgefallen wäre. Das bedeutet, dass man vor der Methodenwahl und Methodenanwendung bereits eine Sozialtheorie explizieren muss oder kann, welche die methodische Intervention erklärt, sodass es wahrscheinlich ist, dass sie in der Forschungssituation aktualisiert wird und damit die Ergebnisse kontrollierbar und prognostizierbar sind. Wenn eine solche Theorie nicht verfügbar ist, müssten unterschiedliche Methoden oder Verfahren in einem systematischen Verbund zum Einsatz kommen, um die Stabilität der Ergebnisse zu testen. Dies wird in der qualitativen Methodologie als Triangulation bezeichnet.

⁹ Der Einfachheit halber wurde der dritte Faktor neben Forschungsgegenstand und Methoden – die verwendeten Theorien – nicht mit aufgenommen, obwohl es hier prinzipiell ebenfalls wechselseitige Beziehungen gibt (kausale versus reflexive Hypothesen). Der Zusammenhang zwischen Theorie und Empirie wird in einem gesonderten Abschnitt behandelt.

Eine mögliche Problemlösung könnte darin bestehen, aus konstruktivistischer Perspektive qualitative Methoden und Untersuchungsanlagen zu bevorzugen, da diese forschungspraktisch die Triangulation verschiedener Methoden einfordern, methodologisch reflexiv begründet werden und in der Regel in einen konstruktivistischen Erkenntnisrahmen eingebettet sind, während die Methodologie aus der Perspektive der analytischen Wissenschaftstheorie oft mit einem realistischen Erkenntnisanspruch einhergeht und zudem standardisierte Methoden als technisierbare Mittel des Erkenntnisgewinns bevorzugt, weil diese (vermeintlich) störende Kontexte ausblenden können. Obwohl bereits oben begründet wurde, warum dies prinzipiell nicht funktionieren kann, soll an dieser Stelle ein Exkurs zur unterschiedlichen methodologischen Verankerung qualitativer und quantitativer Methoden eingeschoben werden, um zu prüfen, ob erstere besser kompatibel mit konstruktivistischen Prämissen sind als letztere.

Exkurs: Qualitative (offene) versus quantitative (standardisierende) Methoden

Methoden sind kein neutrales Medium der (Realitäts-)Erkenntnis, sondern deren Formgeber; durch methodischen Eingriff interagieren bereits vorhandene Zustände mit dem methodisch induzierten Impuls bzw. Stimulus. Demnach sind die aus der Forschungssituation resultierenden Ergebnisse immer und notwendigerweise nachträglich nicht mehr analytisch trennbare Interaktionen.

Wenn diese konstruktivistische Metaregel universell gilt, dann muss sie sowohl für standardisierte quantifizierende als auch für offene qualitative Verfahren gelten.¹⁰ Damit ist eine kategoriale Unterscheidung zwischen quantitativen und qualitativen Methoden bereits an dieser Stelle in Frage gestellt. Zwar weisen die Interventionen durch Forscher, Interviewer, Beobachter, Codierer/Interpret usw. unterschiedliche Formen auf. Offene Methoden sind aber deshalb nicht authentischer als standardisierte Methoden, sondern bedienen sich einer anderen Form der Zugangsweise und der Interaktion. Auch der standardisierte Stimulus (etwa bei der standardisierten Befragung oder im Experiment) ist nicht als Instruktion im Sinn einer Informationsübertragung und Verhaltensstandarisierung wirkungsfähig. Dies bedeutet, dass die aus der analytischen Wissenschaftstheorie und der deduktiv-nomologischen Methodologie behaupteten Ansprüche, wonach durch korrekten methodischen Einsatz die (externe) Wirklichkeit repräsentiert werden könne, eine der eigenen Wissenschaftsphilosophie geschuldete Inferenz (oder Prämisse?) ist, die aber nicht autologisch begründet, sondern nur als plausibel unterstellt werden kann. Aus konstruktivistischer Perspektive ist diese Unterstellung schlicht nicht notwendig, weil die Selbstorganisation des Forschungsprozess als wissenschaftsimmanenter Diskurs bereits eine hinreichende Erklärung für das Zustandekommen der Forschungsergebnisse ist. Es genügt, dass wir uns durch korrekte Methodenanwendung über die Brauchbarkeit der empirischen Ergebnisse einig sind. Und wenn nicht, wird ein erneuter methodischer oder methodologischer Diskurs nötig.

Auf der Seite der qualitativen Methodologie wird gelegentlich auf eine verblüffend ähnliche, quasi-realistiche Art argumentiert. Dies ist etwa der Fall, wenn durch die Offenheit des Methodeneinsatzes die Authentizität der Forschungsergebnisse – und damit kann nur eine bessere Übereinstimmung mit der Lebenswelt (Realität) des Forschungsgegenstands gemeint sein – in Form der Antworten von Befragten, des Verhaltens beobachteter Personen oder der Auslegung von Texten unterstellt wird. Als weiteres Ar-

¹⁰ In normativer Hinsicht könnte man sogar argumentieren, dass sich mit solchen Metaregeln die Gräben zwischen qualitativer und quantitativer Methodologie überbrücken lassen (vgl. Loozen 2008: 595).

gument wird in der qualitativen Methodologie oft die Annahme der Kontextualität verwendet. Im Unterschied zu den quantitativen Methodologien, in welchen der Kontext durch die Standardisierung weitestgehend ausgeblendet werde bzw. als potenziell störend gelte, werde in der qualitativen Methodologie der Kontext der Erhebung weitestgehend berücksichtigt bzw. bleibe erhalten (vgl. Krotz 2005: 41f.).¹¹ Auch diese Annahme zielt letztlich darauf ab, eine angemessene Rekonstruktion externer Wirklichkeit – eben der des Befragten, der beobachteten Person oder des analysierten Textes – zu erfassen. Implizit wird der Kontext auf diese Weise (re)ontologisiert. Der behauptete Rekonstruktivismus erweist sich somit bei näherem Hinschauen als gemäßiger Realismus.¹²

Was aus konstruktivistischer Perspektive als Unterschied zwischen qualitativer und quantitativer Methodologie vor allem übrig bleibt, ist folglich nicht, dass qualitative Methoden subjektiver seien, wohingegen quantitative Methoden den Beobachter neutralisieren (was als Objektivität interpretiert wird), sondern vielmehr und allenfalls die graduell unterschiedliche Sichtbarkeit des Beobachters (hier: des Wissenschaftlers) selbst (vgl. Pörksen 2006: 107). In der quantitativen Methodologie wird alles getan, um den Beobachter (Forscher, Interviewer, Codierer usw.) unsichtbar zu machen – gegenüber dem Forschungsgegenstand sowie bei der Berichterstattung der Ergebnisse. Die qualitative Methodologie macht dagegen den Beobachter offensiv sichtbar. Beide Strategien haben Rückwirkungen auf den Forschungsprozess selbst, weil sie unterschiedliche Forschungsinteraktionen zwischen Forscher und „Forschungsgegenstand“ (beobachteten Personen, befragten Personen, analysierten Textinhalten) bewirken, die auf diese Weise zu verschiedenen Ergebnissen führen. Aus konstruktivistischer Perspektive wäre es fatal, eine klare Präferenz für eine Methodologie und eine Beobachtungsstrategie zu äußern, denn wie sollte diese Präferenz begründet werden, wenn die Realität als Entscheidungsinstanz ausscheidet?

5. Das Verhältnis von Forschungsfrage, Theorie und Empirie

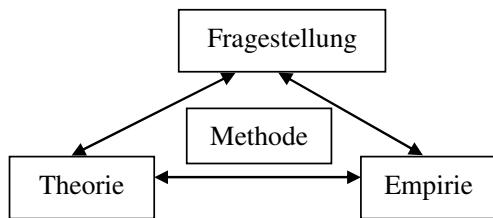
Das Lehrbuchverständnis vom empirischen Forschungsprozess sieht eine lineare Abfolge von Fragestellung als Ausgangspunkt, Theoriebildung als hypothetische Beantwortung der Forschungsfrage und empirische Untersuchung als Überprüfung der theoretischen Antwort auf ihre Richtigkeit vor dem Hintergrund von extern generierten Daten, die in der realistischen Erkenntnistheorie als Indikatoren für Realitätsausschnitte interpretiert werden. Allerdings ist dieser idealtypische Verlauf zum einen auf die deduktiv-nomologischen Forschungsmethodologien beschränkt und zum anderen in der Forschungspraxis nicht der Regelfall. In der qualitativen Forschungsmethodologie wird von vornherein ein zirkuläres oder besser spiralförmiges Verhältnis dieser drei Größen angenommen. Mit einer Ausgangsfragestellung startet der Forschungsprozess; bereits

11 Interessant ist, dass der eigene Universalitätsanspruch durch die strikte Dichotomie von standardisierten und offenen Methoden oder Verfahren geradezu untergraben wird (implizit etwa bei Krotz 2005: 20f., 60ff.). Wenn es stimmt, dass die standardisierten Methoden den Kontext (erfolgreich) ausblenden, dann gelten die Regeln offener (qualitativer) Methoden nicht universell, sondern nur bei offenen Erhebungssituationen.

12 Demnach ist die von Krotz (2005: 27, Fußnote 2) vertretene erkenntnistheoretische Neutralität irreführend, weil jede methodologische Position – meist implizit – ihre erkenntnistheoretischen Grundannahmen versteckt mitführt, auch wenn es keine logische Verbindung zwischen Erkenntnistheorie und Methodologie gibt, sondern allenfalls eine lose Kopplung (vgl. Abbildung 1).

der nächste Schritt ist nicht mehr festgelegt, denn es ist möglich, dass ohne explizite Theoriebildung Feldforschung betrieben wird (induktives, exploratives Vorgehen zur Theoriegenerierung) oder dass zunächst eine Theorie und aus ihr abgeleitet empirisch überprüfbare Hypothesen gebildet werden, die dann empirisch überprüft werden (deduktives, konfirmatorisches Vorgehen der Theorienüberprüfung). Damit ist der Forschungsprozess weder auf der individuellen Ebene des einzelnen Forschers noch auf der kollektiven Ebene der Gemeinschaft der in diesem Forschungsfeld arbeitenden Forscher abgeschlossen. Vielmehr ergeben sich aus empirisch beantworteten Forschungsfragen Folgefragen in Form von Widersprüchen, Spezifizierungen der Antezedenz-Bedingungen usw. Der Einsatz der Methoden spielt in diesem Dreiecksverhältnis eine geradezu zentrale Rolle, weil die Methoden zum einen theorieunabhängig und zum anderen ergebnisoffen sein sollen (vgl. Abb. 3): Wären sie theoriespezifisch, könnte mit ihrer Hilfe weder eine Theorie empirisch geprüft noch eine (neue) entwickelt werden.¹³ Würden sie bestimmte empirische Ergebnisse hervorrufen, wären sie inadäquat und invalide, weil die Ergebnisse als reine Methodenartefakte zu interpretieren wären.

Abbildung 3: Dreiecksverhältnis von Fragestellung, Theorie und Empirie



Allerdings beeinflusst die Wahl der Methoden das gesamte Dreieck: Bestimmte Fragestellungen lassen sich mit bestimmten Methoden besser beantworten als andere. Bestimmte Methoden sind affiner zu bestimmten Theorien als andere, auch wenn dies kein logisch zwingender, sondern allenfalls ein loser Zusammenhang ist. Schließlich erzeugen bestimmte Methoden auch bestimmte Arten von empirischen Ergebnissen. Folglich sind das gesamte Dreieck und die Methodenwahl kontingent und notwendig komplementär. Diese Einschränkungen stehen nicht im Widerspruch zu der oben genannten prinzipiellen Unabhängigkeit der Komponenten im Forschungsprozess, sondern sind Ausdruck der begrenzten Möglichkeiten der Methoden.

Dies gilt sogar, wenn man die Betrachtungsweise wissenschaftssoziologisch umkehrt: Wenn Forscher durch ihre berufliche Sozialisation an bestimmte Methoden gewöhnt sind und diese besonders gut anwenden können, suchen sie sich möglicherweise wiederum Fragestellungen aus, die genau mit diesen Methoden am besten bearbeitet werden können. Die gleiche Umkehrung ist prinzipiell möglich in Bezug auf den Zusammenhang

13 Dagegen spricht scheinbar die Unterscheidung von Krotz (2005: 53ff.) zwischen theoretisch voraussetzungsarmen und voraussetzungsreichen Verfahren: Letztere setzen eine elaborierte Theorie über die soziale Realität bzw. über soziales und kommunikatives Handeln voraus. Dazu gehört etwa das narrative Interview, das Erzählungen als Texte betrachtet, die einer gewissen Logik folgen, die dann konversationsanalytisch ausgewertet werden können. Allerdings handelt es sich bei diesen Basistheorien um fundamentale (meta)theoretische Prämissen, wobei innerhalb dieses (meta)theoretischen Rahmens durchaus spezifischere Theorien entwickelt oder überprüft werden können.

von Theorien und Methoden oder von Fragestellungen und Theorien. Egal aus welcher Richtung man den zirkulär-spiralförmigen Zusammenhang zwischen den Komponenten des Forschungsprozesses wissenschaftssoziologisch beobachtet, man kann daraus keine (theoretischen oder wissenschaftslogischen) Schlussfolgerungen für die Gültigkeit empirischer Ergebnisse ziehen.

Konstruktivistisch interessant und im Widerspruch zu einer realistischen Erkenntnistheorie stehend ist dagegen die Interpretation des gesamten Forschungsergebnisses. Während in der realistischen Erkenntnistheorie die Methoden als systematische und kontrollierte Beobachtungsinstrumente den Erkenntnisgewinn steigern (gegenüber der unsystematischen und unkontrollierten Alltagsbeobachtung) und somit die Realität bzw. Realitätsausschnitte generalisierend und abstrahierend, aber korrekt – jedenfalls korrekter als die Alltagsbeobachtung – beschreiben und erklären, kann mit der konstruktivistischen Erkenntnistheorie keine prinzipielle Hierarchie der Beobachtungen begründet werden, weil jede Beobachtung – also auch die wissenschaftliche – funktional und relational ist. Dass die Gesellschaft die wissenschaftliche Beobachtung als exakter als alle anderen partiellen Beobachtungen (der Politik, der Wirtschaft, der Kunst usw.) ansieht, widerspricht nicht der konstruktivistischen Auffassung, dass wissenschaftliche Beobachtung eine spezialisierte Beobachtung ist, die sich selbst organisiert. Ob sie damit eine wissenschaftsexterne Realität besser, schlechter oder gleich gut wie andere Formen der Beobachtung abbildet, ist wiederum eine kommunikative Entscheidung im wissenschaftlichen oder außerwissenschaftlichen Diskurs und damit eine (gesellschaftliche) Zuschreibung, nicht jedoch eine ontologische Tatsache.

Man kann bei der Beschreibung des wissenschaftlichen Forschungsprozesses ohne Rekurs auf eine metaphysisch angenommene ontische Realität auskommen und diesen Prozess als Selbstorganisation charakterisieren:

„Die Autologik empirischer Forschung erscheint hier [im Modell von Wolfgang Krohn und Günter Küpper, Anm. A. S.] in der strukturellen Kopplung von theoretischen und methodischen Operationen. Auf der einen Seite bringen Theorien Argumentationsmuster hervor, aus denen Aussagen abgeleitet werden, die sich relativ zu den Erwartungen der Theorie als wahr oder falsch herausstellen. Auf der anderen Seite werden diese theoriegeleiteten Erwartungen durch methodische Verfahren überprüft. Wissenschaftlichen Methoden kommt hier sozusagen die Rolle operativer Schnittstellen zu, welche anhand von Messoperationen einen selektiven Kontakt mit den theoretisch definierten Gegenständen ermöglichen und die Komplexität theoretischer Beschreibungen auf einfachere Beschreibungen („Indikatoren“) reduzieren. Die Ergebnisse dieses methodisch kontrollierten Umgangs mit der Wirklichkeit werden im Kontext des theoretischen Begriffsnetzes („Informationsmusters“) interpretiert. Der operationale Forschungskreislauf kommt dann zum Stillstand, wenn sich im Vergleich von theoretischer Erwartung und methodischem Feedback keine gravierenden Differenzen mehr zeigen, wenn Daten im Licht der Theorie als konzis und „stabil“ erscheinen.“ (Moser 2004: 19f.)¹⁴

¹⁴ Der hier mehrfach angesprochene Aspekt der Selbstorganisation des Forschungsprozesses kann noch weiter „soziologisiert“ werden, indem die Frage aufgeworfen wird, ob die Forschung bzw. die Wissenschaft als soziales (Funktions-) System angesehen werden kann oder muss. Dafür gibt es Gründe (vgl. Luhmann 1990b: 34f., 38, 57f.; Schmidt 1998: 185ff.; Loosen et al. 2002), die aber für die Argumentation in diesem Beitrag keine Rolle spielen.

6. Fazit

Das Ziel dieses Artikels besteht in einer zweifachen Dislozierung: Zum einen sollen Erkenntnistheorie und Methodologie entkoppelt werden, zum anderen Wissenschaftstheorie und Methoden. Demnach ist keine realistische Erkenntnistheorie notwendig, um empirische Forschung überhaupt sinnvoll im Forschungsprozess einordnen zu können; auch eine konstruktivistische Erkenntnistheorie macht empirische Forschung sinnvoll und notwendig. Darüber hinaus kann aus einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie – übrigens ebenso wie aus einer realistischen Erkenntnistheorie – keine Präferenz für quantitative oder qualitative Methodologie begründet werden. Auch das Verhältnis von Theorie und Empirie, wie es aus der Perspektive der analytischen Wissenschaftstheorie notwendig erscheint, ist kontingent: Der regelgerechte Einsatz von (meist standardisierten) Methoden muss nicht als Beweis bzw. als Falsifikation theoretischer Aussagen dienen, sondern kann aus der Perspektive einer pragmatischen Wissenschaftstheorie auch für andere Arten der Kopplung zwischen Theorie und empirischen Daten begründet werden (vgl. Krotz 2005: 63ff., insbesondere Fußnote 17).

Was ist also mit einer konstruktivistischen Perspektive gewonnen, wenn die genannten Entkoppelungen doch eher für Nicht-Entscheidungen oder für Nicht-Entscheidbarkeit sprechen? Der hier vertretene Konstruktivismus ist nicht einmal ein Anti-Realismus in einem die Realität leugnenden Sinn. In der alltäglichen Wissenschaftspraxis halten wir unsere Forschungsergebnisse (zunächst) für wahr – im Sinn von „mit der (sozialen) Wirklichkeit korrespondierend“. Aber dieser praktische Realismus ist wissenschaftstheoretisch unbefriedigend und sozusagen nicht die letzte Instanz im Forschungsprozess, weil spätestens beim Dissens über die Forschungsergebnisse und über die zu deren Erzeugung benutzten Methoden „die Realität“ eine schwache Referenz darstellt. Die Referenz auf Realität suggeriert nur Sicherheit und führt eigentlich zu einer metaphysischen, diskursjenseitigen, „leeren“ Zirkularität: Wenn wir die Realität (noch) beschreiben wollen, können wir sie nicht (bereits) als Instanz für unsere theoretischen und methodischen Entscheidungen argumentativ heranziehen.

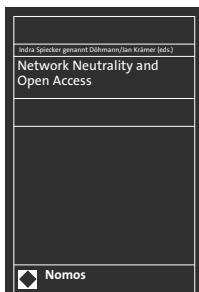
In der Tat produziert der Konstruktivismus im Unterschied zum Realismus Laternen, Unsicherheiten, Skepsis, weil jede Entscheidung für die Annahme oder Ablehnung einer Theorie durch empirische Ergebnisse, für oder gegen die Validität eines methodischen Instruments mit Kontingenzen behaftet ist. Aber genau diese Nötigung zur Beobachtung zweiter Ordnung ist nicht nur produktiv, sondern für Sozialwissenschaften und ihren reflexiven Charakter (insbesondere in der Theoriebildung) sogar konstitutiv. Sensibilisierung, Selbstreflexion, Kontingenzbewusstsein, Irritation kann man zwar als normative Forderungen einer konstruktivistischen Grundhaltung an Wissenschaftler postulieren (vgl. Pörksen 2006: 118); sie ergeben sich aber auch „empirisch“ immer wieder von selbst – spätestens in wissenschaftlichen Methodendiskursen, wenn unterschiedliche Perspektiven und Praktiken aufeinandertreffen. Die aus realistischer Perspektive befürchtete Gleichwertigkeit, Relativität aller empirischen Ergebnisse oder gar der Einzug von Irrationalität in die Wissenschaft unterschätzt die Konsens bildende Kraft wissenschaftlicher Diskurse und die Überzeugungskraft des besseren Arguments. Im Sinn der nicht-dualisierenden Philosophie Josef Mitterers (1993) kommen wir aus diesem Diskurs auch nicht heraus – die Annahme eines Diskursjenseits ist wissenschaftlich überflüssig und illusionär.

Literatur

- Beck, Klaus (1994): Medien und die soziale Konstruktion von Zeit. Über die Vermittlung von gesellschaftlicher Zeitordnung und sozialem Zeitbewusstsein, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bentele, Günter; Manfred Rühl (Hrsg.) (1993): Theorien öffentlicher Kommunikation. Problemfelder, Positionen, Perspektiven (= Berichtsband der 36. Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) vom 8. bis 10. Mai 1991 in Bamberg), München: Ölschläger.
- Foerster, Heinz von (1987): Erkenntnistheorien und Selbstorganisation, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 133–158.
- Früh, Werner (2001): Inhaltsanalyse. 5. Auflage, Konstanz: UVK (UTB).
- Gehrau, Volker (2002): Die Beobachtung in der Kommunikationswissenschaft. Methodische Ansätze und Beispielstudien, Konstanz: UVK (UTB).
- Glanville, Ranulph (1988): Objekte. Herausgegeben und übersetzt von Dirk Baecker, Berlin: Merve.
- Glaserfeld, Ernst von (1987): Siegener Gespräche über Radikalen Konstruktivismus, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 401–440.
- Hanisch, Detlef Arthur (2009): Darstellung und Kritik des Konstruktivismus aus kritisch-rationaler Perspektive. Zur Frage nach der Existenz der Realität und ihrer objektiven Erkennbarkeit, Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Hejl, Peter M. (1987): Konstruktion der sozialen Konstruktion: Grundlinien einer konstruktivistischen Sozialtheorie, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 303–339.
- Knorr Cetina, Karin (1997): Konstruktivismus als „Strategie der Weltentfaltung“. Ein Gespräch mit Karin Knorr Cetina, in: Theodor M. Bardmann (Hrsg.): Zirkuläre Positionen. Konstruktivismus als praktische Theorie, Opladen: Westdeutscher Verlag: 19–38.
- Krippendorff, Klaus (1993): Schritte zu einer konstruktivistischen Erkenntnistheorie der Massenkommunikation, in: Günter Bentele; Manfred Rühl (Hrsg.): Theorien öffentlicher Kommunikation. Problemfelder, Positionen, Perspektiven (= Berichtsband der 36. Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK) vom 8. bis 10. Mai 1991 in Bamberg), München: Ölschläger: 19–51.
- Krippendorff, Klaus (2004): Content Analysis. An Introduction to Its Methodology. 2nd edition, Thousand Oaks (Ca), London, New Delhi: Sage Publications.
- Krotz, Friedrich (2005): Neue Theorien entwickeln. Eine Einführung in die Grounded Theory, die Heuristische Sozialforschung und die Ethnographie anhand von Beispielen aus der Kommunikationsforschung, Köln: Halem.
- Loosen, Wiebke (2004): Konstruktive Prozesse bei der Analyse von (Medien-) Inhalten. Inhaltsanalyse im Kontext qualitativer, quantitativer und hermeneutischer Verfahren, in: Sibylle Moser (Hrsg.): Konstruktivistisch forschen. Methodologie, Methoden, Beispiele, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften: 93–120.
- Loosen, Wiebke (2008): Die Einheit der Differenz. Zum Verhältnis von Theorie und Empirie in der systemtheoretisch-konstruktivistischen Journalismusforschung, in: Bernhard Pörksen; Wiebke Loosen; Armin Scholl (Hrsg.): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Festschrift für Siegfried Weischenberg, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 583–607.
- Loosen, Wiebke; Armin Scholl; Jens Woelke (2002): Systemtheoretische und konstruktivistische Methodologie, in: Armin Scholl (Hrsg.): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft, Konstanz: UVK: 37–65.
- Luhmann, Niklas (1990a): Identität – was oder wie?, in: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung 5: Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag: 14–30.
- Luhmann, Niklas (1990b): Das Erkenntnisprogramm des Konstruktivismus und die unbekannt bleibende Realität, in: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung 5: Konstruktivistische Perspektiven, Opladen: Westdeutscher Verlag: 31–58.
- Maturana, Humberto R. (1987): Kognition, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 89–118.

- Mayring, Philipp (2003): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Achte Auflage, Weinheim, Basel: Beltz, Deutscher Studien-Verlag (UTB).
- Merten, Klaus (1995): Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis. Zweite Auflage, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Merten, Klaus (1996): Reactivity in Content Analysis, in: Communications. The European Journal of Communication Research 21, 1: 65-76.
- Merten, Klaus ([1978] 2005): Reaktivität und Reflexivität. Sozialwissenschaftliche Datenerhebung als interferierende Kommunikationsprozesse, in: Edith Wienand; Joachim Westerbarkey; Armin Scholl (Hrsg.): Kommunikation über Kommunikation. Theorien, Methoden und Praxis. Festschrift für Klaus Merten, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 102-128.
- Merten, Klaus; Siegfried J. Schmidt; Siegfried Weischenberg (Hrsg.) (1994): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mitterer, Josef (1993): Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip. Zweite Auflage, Wien: Passagen-Verlag.
- Moser, Sibylle (2004): Konstruktivistisch forschen? Prämissen und Probleme einer konstruktivistischen Methodologie, in: Sibylle Moser (Hrsg.): Konstruktivistisch forschen. Methodologie, Methoden, Beispiele, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 9-42.
- Pfeffer, Thomas (2004): Die (Re-)Konstruktion sozialer Phänomene durch „zirkuläres Fragen“, in: Sibylle Moser (Hrsg.): Konstruktivistisch forschen. Methodologie, Methoden, Beispiele, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 67-92.
- Pörksen, Bernhard (2006) Die Beobachtung des Beobachters. Eine Erkenntnistheorie der Journalistik, Konstanz: UVK.
- Pörksen, Bernhard (2010): Provocations of an Epistemology, in: Constructivist Foundations 6, 1 (Special Issue Dedicated to the Work and Memory of Ernst von Glaserfeld: Can Radical Constructivism Become a Mainstream Endeavor?): 40-50.
- Pörksen, Bernhard; Wiebke Loosen; Armin Scholl (Hrsg.) (2008): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Festschrift für Siegfried Weischenberg, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rössler, Patrick (2010): Inhaltsanalyse. 2., überarbeitete Auflage, Konstanz: UVK.
- Roth, Gerhard (1987): Erkenntnis und Realität. Das reale Gehirn und seine Wirklichkeit, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 229-255.
- Rusch, Gebhard (1987): Autopoiesis, Literatur, Wissenschaft. Was die Kognitionstheorie für die Literaturwissenschaft besagt, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 374-400.
- Rusch, Gebhard (2001): Was sind eigentlich Theorien? Über Wirklichkeitsmaschinen in Alltag und Wissenschaft, in: Theo Hug (Hrsg.): Wie kommt Wissenschaft zu Wissen. Band 4: Einführung in die Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsforschung, Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren: 93-116.
- Rusch, Gebhard (2004): Konstruktivismus und Systemanalyse, in: Sibylle Moser (Hrsg.): Konstruktivistisch forschen. Methodologie, Methoden, Beispiele, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 172-201.
- Schmidt, Siegfried J. (1987): Der Radikale Konstruktivismus. Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 11-88.
- Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.) (1992): Kognition und Gesellschaft. Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus 2, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Siegfried J. (1998): Die Zähmung des Blicks. Konstruktivismus – Empirie – Wissenschaft, Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Siegfried J. (2003): Geschichten & Diskurse. Abschied vom Konstruktivismus. Mit einem Vorwort von Mike Sandbothe, Reinbek: Rowohlt.
- Schmidt, Siegfried J. (2010a): Die Endgültigkeit der Vorläufigkeit. Prozessualität als Argumentationsstrategie, Weilerswist: Vellbrück.

- Schmidt, Siegfried J. (2010b): Radical Constructivism: A Tool, not a Super Theory!, in: Constructivist Foundations 6, 1 (Special Issue Dedicated to the Work and Memory of Ernst von Glaserfeld: Can Radical Constructivism Become a Mainstream Endeavor?): 6-11.
- Schnell, Rainer; Paul Bernhard Hill; Elke Esser (2005): Methoden der empirischen Sozialforschung. Siebte Auflage, München, Wien: Oldenbourg.
- Scholl, Armin (1993): Die Befragung als Kommunikationssituation. Zur Reaktivität im Forschungsbefragung, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Scholl, Armin (2002): Einleitung, in: Armin Scholl (Hrsg.): Systemtheorie und Konstruktivismus in der Kommunikationswissenschaft, Konstanz: UVK: 7-18.
- Scholl, Armin (2009): Die Befragung. Zweite Auflage, Konstanz: UVK (UTB).
- Scholl, Armin (2010): Radical Constructivism in Communication Science, in: Constructivist Foundations 6, 1 (Special Issue Dedicated to the Work and Memory of Ernst von Glaserfeld: Can Radical Constructivism Become a Mainstream Endeavor?): 51-57.
- Scholl, Armin; Siegfried Weischenberg (1998): Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie, Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Schulz, Winfried (1976): Die Konstruktion von Realität in den Nachrichtenmedien, Freiburg, München: Alber.
- Schurz, Gerhard (2008): Einführung in die Wissenschaftstheorie. Zweite Auflage, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Stangl, Werner (1989): Das neue Paradigma der Psychologie. Die Psychologie im Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Braunschweig, Wiesbaden: Vieweg.
- Titscher, Stefan; Ruth Wodak; Michael Meyer; Eva Vetter (1998): Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick, Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Varela, Francisco J. (1987): Autonomie und Autopoiese, in: Siegfried J. Schmidt (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus, Frankfurt/Main: Suhrkamp: 119-132.
- Weber, Stefan (2001): Kommunikation über Kommunikation. Zur wechselseitigen Konstitution von Theorie, Praxis, Empirie und Method(ologi)en in der Kommunikationswissenschaft, in: Theo Hug (Hrsg.): Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Band 3: Einführung in die Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften, Baltmannsweiler: Schneider-Verlag Hohengehren: 170-179.
- Weber, Stefan (2005) Non-dualistische Medientheorie. Eine philosophische Grundlegung, Konstanz: UVK.



Network Neutrality and Open Access

Herausgegeben von Indra Spiecker
genannt Döhmann und Jan Krämer

2011, 214 S., brosch., 58,- €

ISBN 978-3-8329-6618-8

Erscheint ca. Mai 2011

Bitte bestellen Sie im Buchhandel oder
versandkostenfrei unter ► www.nomos-shop.de

